Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 14

Artikel: Steinerbubs Ostern

Autor: Hess, Gottfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636971

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

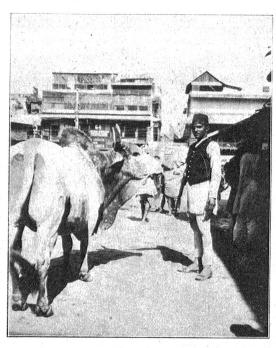
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tagsüber aber weiden magere Kühe auf seltenen grünen Grasfleden. Touristen rasen in Autos vorbei — ein Blick hier und dort, ein halbes Hinhören nach dem, was der Führer erklärt — sie waren dort und haben's gesehen! Selten, daß sich einer Zeit nimmt, daß einer sitzt und



Die "heiligen" Ochsen in den Strafen von Delbi.

sinnt. Und wäre doch so viel zu sinnen. — Das erste Delhi, von dem man keine Ahnung hätte, wenn nicht eine Tasel auf grasbewachsenem Trümmerhausen von seinem Borhansdensein erzählte. Das zweite Delhi des Kutabsudsdin, dessen gewaltige, 80 Meter hohe Siegessäule, der Kutab Minar, eines der imposantesten Bauwerke aller Welt und aller Zeiten ist. Delhi Rummer 3 des Tuklagh Shah, Bastion an Bastion, mit ausgetrockneten Seen und weiten Berteidigungswerken, mit aus schweren Granitquadern aussgeführten Treppen und Eingängen und dem wohlbesestigten Grab, das sich der alte Krieger, eines gewaltsamen Todes gewiß, noch zu Ledzeiten gesichert hat

Nach ihm hat Firoz Shah ein neues Delhi aufgeführt, Firozabad geheißen und kurz darauf Sher Shah und Humanun, der Sohn des großen Kaisers der Mogulen, Barber, der sich im sechzehnten Iahrhundert von Afghanistan her das halbe indische Neich untertan machte. Humanuns Großsohn aber, Shahjehan, demselben, der die wundervolle Tai Mahal in Agra (ich spreche darüber später einmal) gebaut, verdanken wir das lieblichste aller Delhis, dessen Mittelspunkt, der Palast, noch heute als Fort Delhi in unvergleichslicher Schönheit dasteht. Eine Inschrift in Bersisch, an einem der Torbogen in der großen Audienzhalle angebracht, gibt wieder, was sie damals von Shahjehans Residenz gedacht:

"Gibt's ein Paradies auf Erben, So ist es dies, so ist es dies, so ist es dies."

Bon den Marmorhallen des Fortes und seinen Blumensgärten zur Chandi Chouk sind's nur ein paar Minuten. Aber man erträgt den Umschwung kaum. Dort all die Pracht und Runst des Ostens in ihrer Bollendung, gepaart mit westlicher Runstfertigkeit — italienische und französische Rünstler haben bei der Ausschmüdung mitgeholfen. Sier wetteisern Ost und West an Geschmacklosigkeit und Bernachlässigung. Bom Westen die steisen, hohen Steingebäude, die Wellblechdächer, der rote Ankerscheinbaukastenszeitsglockenturm, die ganze scheußliche Gradlinigkeit — vom Osten der hoffnungslose Schmutz und Dunst und Zerfall.

Einmal soll's anders gewesen sein. Da haben weitaftige Bäume die ganze Straßenmitte beschattet. Unter ihnen saßen die Silberschmiede und schafften und klopften. Die Frucht- und Gemüsehändler priesen ihre appetitliche Ware an, der "Sweetmeatman", der indische Confiseur, rollte seinen Teig und wehrte den Fliegen, die zu Tausenden seine klebrigen "Güetzi" angriffen und des Tuchhändlers Stoffe hingen wie Spinngewebe so fein von den Bäumen.

Seute ist das alles verschwunden. Die eingebornen Sändler sind rechts und links in ihre wellblechbedachten Buden hinter dem Trottoir zurückgedrängt und haben zum Teil ganz europäische Ladeneinrichtung. Schrill tönt die Glode eines innen und außen von Schnutz starrenden Trams, in das kein Europäer je sitzen würde, durch das Gewimmel. Autos wirdeln den schon bedenklichen Staub noch mehr auf. Karrentreiber hauen ihre übergeduldigen Ochsen und gemächlich, alle Regeln des Berkehrs mit souveräner Bersachtung behandelnd, ziehen herrenlose Ochsen und Kühe quer über die Straßen und Trottoirs. Bon den Autoführern verflucht, von den Karrentreibern mit der Beitsche verzigt, von den Kußgängern gestoßen oder auch ängstlich gemieden, schlendern sie die Straße entlang oder liegen breit über dem Trottoir und dehnen sich in der Sonne. Was will man? Sie sind dem Hindu heilig und niemand würde auch nur daran denken, sie ernstlich wegzutreiben.

So ungefähr sieht die Hauptstadt des indischen 350-Willionenreiches aus. Soll man sich darüber freuen, daß etwa 6 Rilometer südwärts auf altem historischem Boden, nun nochmals ein Delhi, das achte, entsteht? Ausgedehnte Regierungsgebäude, bestimmt, dem indischen Barlament und seinem großen Stab, dem Bizekönig und dem ganzen politischen Apparat der Engländer zu passenden Quartieren zu verhelsen, nachdem sie sich so lange mit ungenügenden Provisorien abgefunden. Ein immenses Untersangen, Milliarden kostend und dem Indier, der es als Geldverschwens dung ansieht, ein Dorn im Auge.

Sunderte von Delhi-Bildern möchte ich Dir zeigen. Ich wähle die naheliegendsten und vielleicht grad deshalb interessantesten — die Chandi Chouk in einem Moment, wo der Verkehr nicht eben groß und einen der "heiligen" Ochsen, ein wohlgenährtes Prachtsexemplar. Meine andern "Selzgeli" siehst Du dann hoffentlich einmal, wenn ich wieder daheim bin.

Dein Bernermeitschi auf Reisen.

Steinerbubs Oftern.

Die Schwandhoffinder tauerten auf der Schneeglödleinwiese draußen. Es waren die Konfirmandin Frieda, ihre jungere Schwester Anna und der achtjährige Friedli. Des Rnaben Schulkamerad und Spielgast vom Schwandhäuschen, der Steinerbub, half dienstbeflissen mit, saftiggrune Blattbander in das gemeinsame Rorbchen zu sammeln. Seute wurden die lichten Blüten, die wie unzählige Schneeperlen= tropfen an den schlanken Stielchen hingen, einfach überseben. Es mußten die Oftereier mit Blättern umwidelt werden, und die Mutter brauchte ihrer viele, und rascher als sofort, hatte sie gesagt. Friedli, der als Jüngster im Ofter= hasenglauben gelassen und bestärft worden war, wußte dem Steinerbub viel von diesem seltsamen Sasen zu erzählen. Er habe, rühmte er, im Borjahr das Ofternest unten an der Gartenmauer in eine Nische gebettet, mit langen, dürren Mauergräsern ausgepolstert und mit Kerbelblättern ums fränzt. Niemand als seine Mutter und er hätten um das Rest gewußt.

"Aber wie konnte es denn der Hase finden?" warf der Steinerbub verwundert ein.

"Das ist ein ganz besonders schlauer Hase, der Oftershase," entgegnete Friedli.

"Und fürchtet er den Bari nicht?"

"Einem Ofterhasen darf fein Sund etwas zuleide tun."

888=

"Aber wie ist das möglich, daß er in der nämlichen Nacht zu so vielen Kindern zugleich gehen kann?"

"Der dreht sich eben flinker, als so ein langweiliger Steinerknirps", fertigte ihn Anna unwillig ab. Er hätte ja mit seiner Fragerei den Friedli in böse Zweifel versehen können. Ein Zeitchen schwieg er. Aber seine Wißbegier war zu munter geworden, als daß er sich so ohne weiteres ergeben hätte.

"Was wollt ihr denn eigentlich mit diesen Blättern

vornehmen?" fragte er weiter.

Frieda mußte ihn belehren: "Weißt du, die bindet die Mutter fest auf die Eier. Lettes Jahr war um Ostern alles grün, und da sammelten wir auch Kerbelblätter und Mauerfarn. Wenn dann die Eier in Zwiebelschalen gesotten sind, fischt man sie mit der Schaumkelle heraus und schält sie auseinander. Dann sind auf den braunen Schalen die Blätter als weiße Streisen und Blümchen abgebildet."

Der Steinerbub staunte. Solche Wunderdinge gab es im Schwandhäuschen nicht. Ob er wohl auch Blätter mit heimnehmen durfte? Anna lachte ihn aus. Im Steinershäuschen gebe es ja keine Hühner, und es sei gar nicht notswendig, daß jedermann so schöner Ostereier habe. — Daraus wurde also nichts. Und indem er mißmutig eine Handsvoll Blätter ins Körbchen trug, trotte er zurück:

"Aber wenn ihr selber solche Eier zurechtmacht, was

braucht ihr dann auch noch einen Ofterhasen?"

"Die aus der Rüche sind halt für die Großen, und der Ofterhase legt sie für die Kinder", erklärte Frieda.

Das wedte die Neugier Friedlis und er fragte:

"Eben, wieso weiß der Osterhase immer, wie wir unsere Eier sieden? Er legt sie ja immer ganz gleichfarben und glänzend geschwartet sind sie auch, wie die im Körbchen."

"Ihr seid alle naseweise Schwäher und achtet gar nicht mehr, wohin ihr tretet. Hier habt ihr auch eines der schwissen stödlein zerdrückt. Üeberhaupt ist das Körbchen voll, kommt!" So schloß Frieda, nahm das Körbchen und ging voran.

Der Steinerbub stapfte auch heimzu. Er sann immer noch dem Osterhasen nach. Wenn dieser für die Kinder kam, also dann auch für ihn. Daß ihm das nicht früher eingefallen war! Schnell wollte er unter dem Weidenstode hinter dem Gärtlein ein Restchen zurechtbauen. Das sollte für den schlauen Osterhasen ein Leichtes sein, dieses zu sinzden. Dürres Mauergras fand er auch, und mehr als genug. Es mußten aber viele Eier darinnen Platz haben, wenn er jedem seiner Geschwister eines davon geben wollte. Das nutzte ihm ein großes Staunen werden, wenn er mit dem Reste voll der schönsten Eier kam! Er hütete sein Geheimznis sorgfältig; niemand sollte vorzeitig etwas darüber ersfahren.

Am Ostermorgen schlüpfte im Steinerhäuschen schon zeitig ein Anabe aus der verrauchten Küche ins Freie. Sorglich schloß er hinter sich die Holzfalle der Doppestüre. Wieviel Eier es wohl sein mochten? Er schlich zum Weidenstock hinüber. — Das Nest war leer. Auf dem Gesichte des Anaben malte sich maßlose Enttäuschung und Ratsosigfeit. War auch der Osterhase nicht für alle Kinder da? Ober wußte der auch schon, daß er nur der Steinerbub und nicht der Schwandfriedli war? — Bielleicht war der Holzsch der Sahr gar nicht gekommen, auch zu Friedli nicht. Rase dieses Iahr gar nicht gekommen, auch zu Friedlinicht. Rase dersche Schwandhosstatt, bog um die Speicherecke und wollte gerade hinter den Iohannisbeerstrauch schlüpssen. Doch ein Geräusch warnte ihn. Obschon er mit ganz ehrlichen Absichten gekommen war, verhielt er sich sorgsam hinter der schüßenden Speicherwand still, die Hände in den Hossentaschen seit verankert.

Da schritt wahrhaftig die Schwandbäuerin selbst mit einem Körbchen der Beerenhede entlang und der hohen Gartenmauer zu. Die braunen Gier im Körbchen waren seinen Späheraugen nicht entgangen. Und als er die Bäuerin ins Saus zurückehren sah, das leere Rörbchen steil unter den linken Arm gepreßt, zog er seine vorwizige Rase zu= rud und bog die Mundwinkel zu einem verschmitten Lä= cheln. Er war auf seine Weise zum Entdecker geworden. Und die Entdedung mußte für ihn so wichtig sein wie für Rolumbus das Auftauchen des Strandes von Amerika. Eine große Last war von seiner Seele gefallen. Wenn das der Osterhase war, brauchte er ihm ja keinen Augenblick zu zürnen. Erhielt er doch alle Ostern, wenn er zu Schwandfriedli ging, auch ein schönes, zwiebelgebräuntes Ei von ber Bäuerin. Wenn es icon nicht eine bebänderte Schale hatte, es schmedte doch ebensogut. Einen Ofterhasen, der den Steinerbub leer ausgehen ließ, gab es also nicht. Bor sich hinpfeifend und summend, stieg er bergwärts, dem Schwandhäuschen zu. Rur als er beim Weidenstocke vorbei ging, warf er noch einen betrübten Seitenblid auf das Nest, das ihm die erträumte Gabe versagt hatte. Es ware doch zu schön gewesen. Gottfried Seg.

Aus der politischen Woche.

Rarfreitagsstimmung.

In der politischen Welt herrscht gegenwärtig entschieden Rarfreitagsstimmung. Bor allem in Frankreich. Der Franken fällt weiter; er steht jett auf fast 17 unten lette Woche notierte er noch 18 und 19. Der neue Finang= minister Raoul Peret hat seinen Sanierungsplan mit Mühe und Not durch die Finanzkommission hindurch vor die Ram= mer gebracht. Der Hauptpunkt seines Projekts ist die Bürgersteuer, die ungefähr 8 Millionen mit 25—2000 Franken treffen und das zu erwartende Defizit von rund 6 Milliarden um etwa 2 Milliarden erleichtern würde. Das zu fame eine Erhöhung der Umsaksteuern von 1,3 auf Prozent und verschiedene andere indirette Steuern wie Taxenerhöhung bei Bost, Telephon, Telegraph und Eisens bahnen, Preisaufschläge bei Monopolartikeln wie Kaffee, Tabak, Zündhölzchen, Alkohol zc. Schon angenommen sind von Kammer und Senat neue Einnahmen von zirka 1200 Millionen. Aber auch wenn die neuen Millionen vom Parlament genehmigt sind, ist für die frangosische Finangsanie=



Die Wilson-Gedenktasel am Völkerbundsgebäude, die von der Stadt Genf mit frischen Kränzen geschmückt wurde.

rung nicht alles gewonnen. Nun kommt erst die wichtige Frage: wie sind die neuen Steuern dem französischen Bolke mundgerecht zu machen? Bekanntlich ist der Franzose ein